

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen

Band: 39 (1968)

Heft: 12

Artikel: Heim- und Öffentlichkeit / Uebungen im Handwerk des Informierens : Rigi-Fortbildungskurs 1968 des Hilfsverband für Schwererziehbare

Autor: H.B.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-807212>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Der Heimleiter darf nicht kapitulieren vor seiner Informationspflicht, die er der Öffentlichkeit gegenüber hat.» Das ist, auf eine Kurzformel reduziert, das Ergebnis des diesjährigen vom Schweizerischen Hilfsverband für Schwererziehbare (anfangs November im Hotel Bellevue, Rigi-Kaltbad) durchgeführten Fortbildungskurses. Die Formulierung prägte Dr. F. Schneeberger (HPS, Zürich), der in Zusammenarbeit mit Zentralsekretärin Erika Liniger (Pro Infirmis) und Verbandspräsident G. Stamm (Basler Jugendheim) die Tagung vorbereitet hatte. Es sei kein Zufall, erklärte dieser in seinen einführenden Anmerkungen, dass das Kursthema auf der Rigi ähnlich laute wie das VSA-Tagungsthema 1968: Was Chefredaktor O. Reck im Kongresshaus Brunnen vortrug (vergl. Juli-Fachblatt Nr. 7/1968) könne als Einführung und Einleitung in die Problematik gelten; was die Kursteilnehmer jetzt erwarte, schliesse am Reck-Referat («Heim und Öffentlichkeit») an und sei nichts anderes als eine «Übung im Handwerk des Informierens». Daher stehe der Kurs des Verbandes nicht in einem Konkurrenzverhältnis zur Jahresversammlung des VSA, sondern vielmehr in einem Verhältnis der sinnvollen Ergänzung. Ueberdies werde (welcher Luxus!) den Heimleitern «Zeit» — Freizeit — angeboten, denn, so Schneeberger, «Zeit haben ist sonst heute nicht üblich».

Informieren — aber wie?

Das erste Referat war Sache des Kursleiters selbst: «Informationspflicht und Verantwortung». Dr. F. Schneeberger wollte das Thema eingeschränkt wissen auf die Information durch die Presse, durch das gedruckte Wort. Ausgangspunkt bildeten für ihn jene pauschalen, gewiss nicht völlig unanfechtbaren Feststellungen, die der Chefredaktor der «Thurgauer Zeitung» in Brunnen vorgetragen hatte: dass der Journalist angesichts der Flut und der Komplexität des andrängenden Stoffs ganz einfach der Zeit ermangele, sich die fehlende fachliche Kompetenz anzueignen, weshalb er, halb gezwungenermassen, halb bequemerweise die Flucht ins Klischee antrete und derart rasch die besonderen Deformationen seiner Profession erleide — nämlich die, blind zu sein für alle Veränderungen und Differenzierungen, die sich unter der zähen Haut der gebrauchten Etiketten vollzögen und vollzogen hätten.

«Was müssen wir tun?», fragte der Referent, um gleich fortzufahren: «Wir müssen informieren!» Die Leute wollen und sollen wissen, was für ein Heim sie vor sich haben, welche Aufgaben ihm zufallen und wie diese gelöst werden; sie wollen und sollen auch wissen, welche Kinder aufgenommen werden. Informieren heisst, das Heim transparent zu machen für die Öffentlichkeit. Seine Forderungen oder Zielsetzungen fasste Dr. F. Schneeberger in die folgenden Punkte zusammen:

- 1 Ueber das Heim informieren kann nur, wer selber wirklich (und detailliert) Bescheid weiss. Dieses

Wissen braucht der Heimleiter nicht stets präsent zu haben wie etwa die Telefonnummer des eigenen Heims, aber *einmal* sollte er sich um die Fakten ganz gründlich bemüht haben.

- 2 Vorhandene Meinungsklischees sind auszuräumen. Doch wer andern Leuten solche Klischees nehmen will, sollte selbst zuerst frei sein von Klischees, die das eigene Fachgebiet betreffen. («Wir alle haben unsere Lieblingsvorstellungen, die wir hät-scheln...»)
- 3 Jeder Heimleiter sollte bereit und befähigt sein, sein Heim immer wieder mit den Augen des Besuchers zu betrachten: Wir sollten gewisse Differenzierungen in der Entwicklung des Heims sehen und sichtbar machen lernen; denn derartige Differenzierungen andern Leuten mitteilen kann nur, wer sie sich selber vorher bewusst gemacht hat.
- 4 Das Ausräumen und Beseitigen der Klischees soll, so meinte Reck, dazu dienen, die Leute wieder zum Denken zu bringen. Ein Heimleiter, der durch eine geeignete «Informationspolitik» die Klischeekruste «der andern» durchstossen und «die andern» zum Denken anhalten will, muss lange voraus schon zum Denken bereit gewesen sein und selbst wirklich gedacht haben.

Heimleiter und Journalist als Partner

Im Hinblick auf diese Zielsetzungen machte Dr. Schneeberger als mögliche Komplikation den Umstand namhaft, dass es für das Zustandekommen einer echten Information *zwei* Partner brauche: den Heimleiter *und* den Journalisten, und dass in beiden das bewusst Gewollte durch das Unbewusste bedrängt werden könne. «Der Heimleiter muss den Journalisten genau informieren, und damit geht seine Verantwortung voraus.» Der Zeitungsmann ist an sich ganz auf Information eingestellt, kann dabei aber eingeschränkt sein auf das Spezifische seiner Neigungen und auch eingeschränkt auf die Interessen seines Verlages. «Man soll als Heimleiter auch an die hintergründigen Motive und Tendenzen denken, denen der Journalist dienen muss», aber — das fügt der Berichtstatter, selber Journalist, hier bei — man soll im Journalisten auch nicht bloss den Hampelmann unbewusster Neigungen und heimlich-unheimlicher Interessen sehen wollen.

Was will der Heimleiter durch Information bezwecken? «Er will alarmieren, er sucht Hilfe!» Auch gewisse Affekte können den Auslöser spielen, zumal «bei Heimleitern, die sich in irgend einer Weise übernommen haben». Desgleichen können berufsständische und berufspolitische Anliegen mitbestimmend sein; oft suchen sich Heimkommissionen Gehör zu verschaffen. Umgekehrt: Welche Zwecke verfolgt denn der Journalist?

«Auch er dient hintergründigen Motiven!»

Beispielsweise kann es ihm einfach um die Schlagzeilen-Provokation zu tun sein. Geht es ihm lediglich um diese Provokation, stellt sich seine fachliche Unzuständigkeit meist besonders rasch und besonders deutlich heraus. Möglicherweise sind für den Zeitungsmann politische Gründe massgebend, möglicherweise schreibt er, weil es ihm um Gesellschaftskritik geht. Nach Ansicht des Referenten ist der Heimleiter auch bei nicht sofort erkennbaren Motiven und Hintergründen noch vor dem Journalisten verantwortlich. «Die Verantwortung wird um so grösser, je gehobener die Stellung des Schreibenden ist.» Zwar hat auch der Schreibende seine der Sache gegenüber bestehende Verantwortung wahrzunehmen (weshalb es die Verantwortlichkeit des Journalisten durchaus gibt), doch oft hat der Heimleiter als Fachmann in der Zusammenarbeit mit dem Journalisten dessen Verantwortung zusätzlich mit zu übernehmen, wenn er seiner Informationspflicht in der richtigen Weise nachkommen will. Die Frage ist dabei — wieder eine Anmerkung des Berichterstatters — allerdings die, ob ein Heimleiter, mit Verantwortung derart vollgepackt, nicht überfordert wird und ob die Last der Packung ihn nicht nur informationsunwillig, sondern auch informationsunfähig macht.

Anhand sehr zahlreicher instruktiver Beispiele sprach Redaktor P. Zurschmiede (Grenchen) über «*Das Bild als Informationsmittel*», wobei sich der Referent das vorgelegte Bildmaterial selbst beschafft hatte, indem er im Erziehungsheim Erlach, im Kinderheim St. Josef (Grenchen) und im Gotthelf-Haus (Biberist) als Photograph tätig gewesen war.

Als hauptberuflicher Zeitungsschreiber und Lokalredaktor macht Zurschmiede vom Mittel der Bebilderung gern Gebrauch, doch ist er, wie er zu verstehen gab, deswegen nicht blind vor den Möglichkeiten des Missbrauchs. Retusche und Montage in der modernen Photographie machen die

Information durch das Bild manipulierbar.

Obwohl der Photograph in seinem Apparat ein Objektiv hat, sind seine Bilder vielfach alles andere als objektiv. Je nach der Auslegung, die ihr zuteil wird, kann eine Photo-Aufnahme ganz unterschiedliche Wirkungen zeitigen, und was im Bild eingefangen worden ist, ist auf jeden Fall auf die Zweidimensionalität reduziert. Diese Reduktion kann — muss nicht — dazu führen, dass ein Bild überhaupt zu informieren aufhört. Insbesondere für kleine Blätter arbeitende Journalisten und Reporter müssen «schreibende Zehnkämpfer» (Zurschmiede) und Allroundmen sein, die jedoch nicht alles «von selbst» wissen und nicht alles «von selbst» verstehen können. Sie sollten vom Heimleiter daher genau unterrichtet und im Gespräch auf die Aufgabe vorbereitet werden. Umgekehrt hat dann der Heimleiter wohl auch begründeten Anspruch darauf, Bildmaterial und Texte einzusehen, bevor eine Reportage im Lokalblatt erscheint.

Redaktor H. Schaufelberger (Winterthur) erging sich in wohlformulierten, verbindlich-unverbindlichen Betrachtungen zur «*Aufgabe der Redaktion in der Zei-*

tungsherstellung». Einleitend streifte er die zwar schmerzlichen, aber unvermeidlichen Konzentrationserscheinungen im schweizerischen Pressewesen, das sogenannte Zeitungsterben, ferner das Aufkommen der Boulevardblätter, die den Leser aus der Konsumgesellschaft des 20. Jahrhunderts ansprechen, während die sogenannte Meinungspressen noch auf das Konzept der liberalen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts zugeschnitten ist. Erwähnt wurde auch das harte Konkurrenzverhältnis zu Radio und Fernsehen, welches die Presseleute dazu zwingt, mehr denn je «auf Draht» zu sein, «weil bekanntlich nichts älter ist als eine alte Zeitung». Zum Gebot grösstmöglicher Aktualität kommt das Gebot der Objektivität in der Kommentierung hinzu. An einem Blatt traditioneller Richtung tätig, bezeichnete es der Referent als «oberste Aufgabe» des Journalisten, in allen seinen Urteilen und Äusserungen das rechte Mass an den Tag zu legen. Masshalten sei wichtig — auch im Einsatz der physischen und psychischen Kräfte für eine Arbeit, deren Tempo durch technische Gegebenheiten und andere äussere Faktoren bestimmt wird.

Konnten die Zuhörer dem Referat nur wenig entnehmen, was für das Handwerk des Informierens zu wissen unerlässlich gewesen wäre, durften sie sich doch der mit sympathischer Plausibilität vorgetragenen Versicherung erfreuen, die Mehrzahl der Schweizer Zeitungen werde auch in Zukunft von Leuten gemacht werden, welche bloss ihrem Gewissen verpflichtet seien. Zwar gebe es geringfügige Ansätze zu manipulierter Meinungsbildung (durch sogenannte PR-Büros), doch bilde die öffentliche Meinung da ein hinlänglich starkes Korrektiv. «Die Manipulation bejahen würde bedeuten, den gesunden Sinn für Realitäten des Schweizern zu unterschätzen.» Schaufelberger schloss mit der Forderung, diesen Sinn schon im *jungen* Schweizer zu fördern durch vermehrte zeitgeschichtliche Information in der Schule.

Sehr instruktiv und reich an für Heimleiter brauchbaren Hinweisen war das Referat von Abteilungsleiter Max Schärer, Chef der Abteilung Familie und Erziehung beim Fernsehen der deutschen und rätoromanischen Schweiz. Schärer, früher Redaktor der Basler «AZ», sprach über «*Möglichkeiten des Fernsehens*» (mit Tonfilm-Beispielen), wobei der von ihm angeschlagene «Plauderton» hin und wieder die Tragweite der Aussage verschleierte. Im Vergleich zu Presse und Radio, die beide mit dem und über das Wort arbeiteten, gälten für das Fernsehen ganz andere Bedingungen, da dieses «die Sache selbst», und zwar «hautnah» zeigen müsse. «Alles, was wir machen, ist Team-Arbeit.»

TV-Arbeit ist keine Dilettanten-Arbeit,

Laien — auch Laienschauspieler — haben wenig zu bestellen, weil der Zuschauer nur die «absolute Leistung» sieht ohne die «mildernden Umstände», die sich in einem Saal aus dem Kontakt zwischen Spieler und Publikum ergeben. Das Fernsehen ist, erklärte der Referent mit Nachdruck, ein äusserst langsames, schwerfälliges Medium, das ohne gründliche und minutiöse Vorbereitung nicht denkbar ist. Schärer's Abteilung beispielsweise braucht in der Regel für eine Sendung nicht weniger als ein volles Jahr Vorbereitung; der Aufnahmewagen der Abteilung ist im voraus ein ganzes Jahr ausgebucht.

Tu auf meines Herzens Türe

Tu auf meines Herzens Türe
Und komm herein,
Dann will ich in grosser Liebe
Ganz stille sein.

Will Stall sein für dich und Krippe,
O mach mich weit
Für deiner kindlichen Anmut
Lächelnde Seligkeit.

Tu auf meines Herzens Türe,
Wart nicht mehr lang —
Es wehen des Abends Schleier
Den Weg entlang.

Maria Dutli-Rutishauser

Mancher Leiter einer charitativen Institution (auch mancher Heimleiter) mag bisher erwartet haben, das Fernsehen müsse sich (wie Presse und Radio) allein schon aus Rücksicht auf den charitativen Charakter für die eigenen Informations- und Werbeziele ohne weiteres einspannen lassen, man brauche bei den TV-Leuten nur oft und beharrlich genug um Unterstützung zu bitten. Schärer stach den Star gewisser Illusionen mit der Feststellung, weil es sich beim Fernsehen um ein ausgesprochenes Massenmedium handle, könne nur als fernsehwürdig gelten, was mindestens 100 000 Personen zu interessieren und zu fesseln vermöge;

was die «Reizschwelle» von 100 000 nicht erreiche,

habe keinerlei Chance, vor die TV-Kamera zu kommen. Umgekehrt — und positiv ausgedrückt: Was sich mit dem nötigen *Human Touch* (d. i. mit dem Anstrich, dass es allen Menschen gemeinsam sei) versehen lasse, sei den Fernsehleuten sehr willkommen.

Interessant war Schärers Hinweis, Vorträge, Referate, Gespräche und dergleichen liessen sich fernsehgerecht kaum in TV-Sendungen einbauen, weshalb er, Schärer, je länger je mehr eine eigentliche Abneigung gegen Gespräche am Bildschirm empfinde. An die Stelle des Vortrags habe der Bildkommentar zu treten, und nur wenn es gelinge, ein Referat filmisch-bildlich zu gestalten, hätten z. B. auch die Heimleiter eine Chance, vermittels des Fernsehens die Ghetto-Mauern ihres Heims zu überspringen. TV-Aufnahmen in Heimen und Anstalten zu machen sei jedoch ein äusserst schwieriges Unterfangen; man brauche dafür viel Vorbereitung, und auf die Tarnung der Insassen müsse grosse Sorgfalt verwendet werden. «Wer vors Fernsehen kommen will, muss bildlich und nicht verbal denken: Film und Bild sind gleichsam die Suppe, und das Wort dazu ist das Salz», nie aber lässt sich die Sache umdrehen. «Wer auf dem Bildschirm erscheinen möchte, muss die Bereitschaft mitbringen, «die Wahrheit» zu ertragen, und er muss von der geistigen Haltung des 19. Jahrhunderts wegkommen, stets nur die gute Stube zu zeigen.» Fernsehen ist seinem Wesen nach Enthüllung und damit zugleich auch Enthüllung der Schwächen.

Die Heime sind heute desintegriert

Im letzten Kursreferat orientierte Redaktor P. Zurschmiede über die «Lokalsendungen des Radios als Bindeglied zur Region». Was der Lokalteil für eine Zeitung bedeute, meinte der Referent, selber Mitarbeiter von Radio Bern, bedeute die Lokalsendung für die ganze Region. Eigens für die Rigi-Tagung waren von einem Radio-Fachmann auf Veranlassung des Referenten Kurzinterviews auf Tonband aufgenommen worden. Einwohner von Biberist und Grenchen hatten dem Befrager mitzuteilen, inwieweit ihnen das Gotthelf-Haus und das Kinderheim St. Josef ein Begriff sei. Die Publikumsbefragungen zeigten ganz deutlich, dass die Öffentlichkeit über die Heime wenig — zu wenig weiss, zu wenig orientiert und zu wenig im Bilde ist. Genügt es, fragte Zurschmiede, wenn der Heimleiter den Eindruck haben darf, zwar nur von einem kleinen Kreis, aber von diesem wirklich getragen zu werden? Sollte er nicht noch ein wenig mehr tun? Die Tonbandaufnahmen, so formulierte Kursleiter Dr. Schneeberger seinen pointierten Diskussionsbeitrag, vermögen zu beweisen, wie sehr die Heime in der *Ausgliederung* leben, statt in die Gesellschaft integriert zu sein. Den Heimleitern wurde empfohlen, sich an die Radio-Lokalmitarbeiter ihrer Region zu wenden. Im Anschluss an den Vortrag und unter Leitung des Referenten gab's praktische Übungen in der Interview-Technik.

Die Teilnehmer an den Umgang mit Journalisten zu gewöhnen und sie auf die sich in den Massenmedien anbietenden Möglichkeiten aufmerksam zu machen, habe — so Kursleiter Dr. F. Schneeberger — den Organisatoren als Tagungsziel vageschwebt. Zwei wichtige Fragen: «Muss man informieren?» und: «Wie soll man informieren?» Antwort Schneeberger:

«Auf jeden Fall und immer wieder informieren!»

Zur Zeit der Heimgründungen hatte jedes Heim seine Gemeinde in der Nähe. Heute hat sich das fast radikal geändert. Zuzug der starken Mobilität der Bevölkerung ist in den meisten Fällen die Bindung des Heims an seine Gegend erheblich gelockert oder vielleicht sogar ganz verloren gegangen. Die Gemeinden zerbröckeln oder — wenn es sie noch gibt — sind zu schwach, die anfallenden finanziellen Lasten zu tragen. «Wir sind deshalb», betonte Dr. Schneeberger in seiner Zusammenfassung, «auf die Hilfe der Öffentlichkeit (des Kantons, des Bundes) angewiesen». Die Öffentlichkeit weiss aber viel zu wenig über unsere Heime, «weil die Information immer noch so ist wie zur Zeit der Heimgründung».

Wie kann man informieren? Die Information kann spielen erstens auf dem Wege des persönlichen Kontakts (im Dorf). Da diese jedoch nicht mehr genügt, sollte zweitens via Presse (und Radio-Lokalsendung) auch die Region miteinbezogen werden, wobei sich einzelne Heimregionen überschneiden können, was präzise Absprachen erforderlich macht. *Drittens kann der Jahresbericht (unter Verwendung von Bildern) den Informationszielen dienlich sein, sofern sie «lesbar» und attraktiv genug abgefasst sind.* (In diesem Zusammenhang forderte Dr. Schneeberger die Heimleiter auf, endlich für eine gefälligere, weniger langweilige Gestaltung des Jahresberichts besorgt zu sein.) Selbst den

Anlass darf der Heimleiter nicht mehr wie bisher dem Zufall gelegentlicher Festlichkeiten (Jubiläen, Baueinweihungen) überlassen; vielmehr muss er die Information planen und dafür einen eigentlichen Informationsplan aufstellen, wie er etwa auch ein Budget aufstellt.

Hauptversammlung des Hilfsverbandes

An der Hauptversammlung des Hilfsverbandes für Schwererziehbare gedachte Präsident *G. Stamm* des Hinschieds von Werner Röthlisberger, Leiter des Erziehungsheims Oberbipp und langjähriges Vorstandsmitglied. An Stelle des zurückgetretenen Direktors Grivelli vom Kinderheim St. Josef in Grenchen wurde neu dessen Nachfolger Dr. A. M. Meier in den Vorstand des Verbandes gewählt. In seinem Jahresbericht kam der Präsident auch auf die *Bundessubventionen* zu sprechen, die wegen Trölerei im Eidgenössischen Polizei- und Justizdepartement immer noch ausstehen,

obwohl das Bundesgesetz bereits seit anderthalb Jahren in Kraft ist. Eine Delegation des Vorstandes wird demnächst erneut bei Bundesrat von Moos vorstellig werden und den bundesrätlichen Langweiler zu gezielter Eile anhalten. Frohbotschaft: Die Vollzugsverordnung zum Gesetz wurde vom Bundesrat bereits genehmigt. Die wichtigsten Punkte dieser Verordnung, deren Entstehung eine wirkliche Leidensgeschichte genannt werden darf, erläuterte den Zuhörern Dr. V. Kurt, zuständiger Mann der Bundesverwaltung und Vorstandsmitglied des Verbandes. Die Bundesbeiträge werden ausgerichtet an bestimmte Arbeitserziehungsanstalten und Heime für Kinder und Jugendliche, sofern sie nicht IV-Heime sind. Ausbezahlt werden die Beiträge in Form von Baubeiträgen und Betriebsbeiträgen. Die Subventionsgesuche müssen dem Bund via Kanton eingereicht werden, während dieser die gewährten Beiträge direkt dem Heim zukommen lässt.

H. B.

«Der sprach- und gehörbehinderte Mitmensch»

Herbst-Tagung der st. gallischen und appenzellischen Heimleitervereinigungen in der Taubstummen- und Sprachheilschule St. Gallen

Eine erfreulich grosse Schar von rund sechzig Mitgliedern aus der nähern und weitem Umgebung, ja sogar aus dem Bündner Land, fand sich trotz des Nebelwetters auf dem Rosenberg ein.

Dir. Dr. h. c. H. Ammann schilderte uns in einem vorzüglichen, gut verständlichen Referat Aufbau und Aufgaben dieses vielseitigen Werkes. Diese Anstalt wurde dank dem unermüdlichen Aufruf einer Babette Steinmann im November 1858 gegründet und im Frühjahr darauf in einem ehemaligen Restaurant auf dem Rosenberg eröffnet. Als Muster galten damals besonders die deutschen Anstalten und Methoden. Die Mehrzahl der taubstummen Schüler waren endemisch und kretinös. Diese meist kleinen, von Kröpfen behinderten Leute waren im ganzen Alpengebiet stark vertreten und wurden in deutschen Fachkreisen als typische Schweizer bezeichnet. Dank der Forschung und Aufklärung der bekannten Aerzte Dr. Eggenberger und Dr. Bircher kamen die Kantone zur Einsicht, dass durch eine Jodbeimischung des Kochsalzes diese Mangelkrankheit eingedämmt werden könnte. Der Erfolg war sehr gut, die Kropfbildung und die oft damit verbundene Taubstummheit hörten sofort auf. Demzufolge hatte die Taubstummenanstalt in den dreissiger Jahren einen starken Besetzungsrückgang zu verzeichnen.

Fast zufällig wurde eine neue Aufgabe erkannt: Die Sprachheilschule. Wie lästig und hemmend wirken doch oft auch kleine Sprachfehler. Das sind Schwächen, die durch zielbewusste Übungen manchmal in erstaunlich rascher Zeit behoben werden können; je nach Art des Schadens aber zuweilen selbst durch jahrelanges Training nicht ganz verschwinden. Heute können solche Schäden erfreulicherweise meistens ambulant behandelt werden, aber es braucht auch ganz speziell geschultes Personal.

Die Tatsache, dass in den letzten zwei Jahren alle aus der Internatsschule ausgetretenen taubstummen Schüler in eine Vollehre eintreten konnten, zeugt von einem erfreulich guten Schulungserfolg wie auch von dem guten Intelligenzgrad der Schüler. Das Ziel und die Aufgabe der Schule liegt ja gerade darin, die Kinder auf ein selbständiges Berufsleben vorzubereiten.

Es ist sehr wichtig, dass eine spezielle Schulung der Kinder schon sehr früh einsetzt. Normalerweise lernt ja ein Kind schon lange vor dem Schuleintritt reden. Diese Aufnahmebereitschaft darf auch beim taubstummen Kind nicht verpasst werden. In der pädoaudiologischen Stelle werden die Mütter von Kleinkindern beraten. Man zeigt ihnen, wie sie mit den taubstummen Kindern sprechen und spielen sollen. Im Alter von zirka 5 Jahren können die Kinder in den Heimkindergarten eintreten. Es zeigt sich, dass in diesem Alter manches auf spielerische Art erlernt wird, was sonst später mit nur einer gewissen Härte eingeübt werden könnte. Wie waren wir erstaunt beim anschliessenden Rundgang im Kindergarten von den Kleinen geschriebene Sätze zu finden. Mit grosser Freude führten uns die teils quietschleibenden Kinder ihre Sprech- und Verstehensübungen vor.

In der Schule amten über zwanzig speziell ausgebildete Lehrkräfte, und nebst der Schule sorgen sieben Gruppenleiterinnen für das Wohl und die Erziehung der Kinder und Jugendlichen. Pro Jahr werden im Heim über zweihundert Schüler intern und extern betreut, und rund fünfhundert Kinder und Erwachsene werden ambulant behandelt. Mehr als die Hälfte aller Einnahmen fliesst aus der Invalidenversicherung. Dank dieser Institution kann auch finanziell schwachen Personen die bestmögliche Behandlung und Schulung ermöglicht werden.